

21. Jahrgang

9968



Nr. 91.

Freitag, den 20. April 1906.

21. Jahrgang.

«Frau Lore.»

Roman von J. Jöbst.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Schade, daß der Vengel nicht auf einem Gut aufwächst,“ sagte der Forstmeister. „Tiere sind sein liebstes Spielzeug.“

„Er erbt mal unsere Güter, die auf dem Monde liegen,“ lachte Lore frohgelant und trat voll Stolz zu ihrem Erstgeborenen. Sie sah nicht den forderbaren Blick ihres Mannes, in dem es funkelte und bligte wie vor einer geheimen Freude, oder war es nur der Stolz auf seinen Jungen, den die Mutter soeben zärtlich in ihre Arme schloß — es war bald Schlafenszeit für den kleinen Reiter. Früh ins Bett und früh heraus, lautete die Lehung. Nach ungemein zärtlichem Abschied von seinen beiden Geschwister, den Werner mehr duldsam als erwiderns über sich ergehen ließ, schritt die glückliche Familie die Allee entlang, dem breiten Tore zu, das auf die Chaussee führte. Sie waren ihm schon ganz nahe, als ein hochgewachsener, älterer Herr in den Garten einbog und im Vorbeischießen plötzlich stehend den Hut zog, den Forstassessor höflich grüßend, was dieser überrascht erwiderte.

„War das ein Bekannter von dir?“ fragte Lore neugierig.

„Ich sah ihn vor Jahren bei meinem Onkel, es ist Forstmeister v. Wieblig. Ich wußte gar nicht, daß Braun ihn kennt,“ lautete die Antwort.

„Sie müssen gute Freunde sein, sieh nur, wie freudig sich die alten Herren begrüßen.“

„Komm nur, Lore, der Kleine muß ins Bett,“ sagte Schulz etwas hastig, so daß seine Frau ihn verwundert von der Seite ansah, sie sagte aber nichts.

Der Fremde war indessen weiter gegangen und wurde von Braun mit lauter Freude empfangen: „Wieblig, alter Junge, was führt dich denn des Weges daher? Ursula, Ursula,“ rief er, wenn auch vergeblich der schon in der Veranda verschwindenden Schwester nach, „sieh doch her, wen ich hier habe.“

Wieblig klopfte lächelnd dem aufgeregten Freund auf die Schulter: „Es wundere mich, daß du mich auf den ersten Blick wieder erkannt hast. Jünger bin ich in den Jahren der Trennung doch nicht geworden.“

„Ich auch nicht, lieber Rede.“

„Nedel! Wie lange hat mich keiner so genannt. Und du heißt Bär, Braun, der Bär. Ach ja, die alten Zeiten, als wir noch jung, schön und reich waren, letzteres nur auf Kosten des Geldbentels der Eltern.“

„Da, ha, Rede, ja darin warst du groß.“

„Na, und Ihr habt fleißig hospitiert.“

„Hattest immer eine offene Hand, alter Freund,“ lobte Braun, indem er mit seinem willkommenen Gast den Weg zur Veranda einschlug, in der Ursula längst verschwunden war, „aber auch ein offenes Herz. Mein Gott, Menschenkind, was hast du alles geliebt!“

„Über mich am meisten, und das war mein Glück, so kam ich stets nur mit einigen Wundmalen davon. Es ist mir niemals das Herz gebrochen, und als später meine Grete kam, da konnte ich ihr noch ein halbes Bieten, mit dem sie bis auf die

heutige Zeit ganz zufrieden gewesen ist. Aber dich Armensten hat das Schicksal härter gepackt.“

„Ja, ja, vor zehn Jahren war's, da starb meine liebe, gute Frau,“ nickte Braun wehmütig, „und damals sahen wir uns zum letzten Male.“

„So lange ist es schon her?“

„So lange schon. Es zählte sich leicht nach den Grenzsteinen unseres Lebens, und der Tag war meines Lebens schwerster. Doch wir wollen uns nicht gleich das Herz traurig machen. Dort kommt Ursula, die soll uns einen kühlen Trunk hier herausschicken. Du bleibst doch die Nacht hier?“

„Wenn du mich haben willst. Ich habe Zeit bis morgen mittag, dann muß ich nach Berlin. Mein Wagen wartet draußen und der Koffer auch.“

„Kutscher Siegfried kann ihn herholen, ich werde es ihm selber sagen, begrüße du nur erst Ursula. Gleich bin ich wieder da.“

Als nachher die alten Freunde plaudernd auf der Veranda saßen, indessen Ursula das Abendessen besorgte und das Fremdenzimmer herrichtete, sagte Wieblig: „Mir begegnete vorhin ein alter Bekannter in deinem Garten.“

„Ach, du meinst Forstassessor von Schulz?“

„Ja, Schulz-Hoffelde.“

„Hoffelde? Mein junger Freund nennt sich nur Schulz.“

„Sein ganzer Name heißt aber Schulz-Hoffelde und er ist als solcher der Majoratserbe der großen Güter in Pomern.“

„Der großen Güter? Welcher Güter?“ lachte Braun, wohl der Güter im Mond, wie vorhin noch Frau Lore sagte, seine liebe Frau!“

„Run war es an der Reihe des Gastes, ein höchst erstauntes Gesicht zu machen über Brauns Unwissenheit: „Aber es ist doch Tatsache, daß der Mann, der mir vorhin begegnete, den Namen Udo von Schulz-Hoffelde führt.“

„Daraus werde ein anderer Flug, und ich will dir nicht zu nahe treten, lieber Rede, wenn ich sage, das glaube ich nicht. Es muß ein Irrtum vorliegen.“

„Er hat mich aber doch erkannt, lieber Braun.“

„Aber ich kenne doch den Mann wie mich selbst!“ erwiderte sich der Forstmeister. „Habe ihn verheiratet, bin der Großvater seiner Kinder, wenigstens dem Namen nach und mit dem Herzen. Mit seiner Frau stehe ich wie mit einer Tochter und der Mann sollte mir all die Jahre verheimlicht haben, daß er der Erbe eines großen Majorats ist? Und die Lore weiß auch nicht davon, darauf könnte ich seinen Eid ablegen, auch heißt er Walter und nicht Udo.“

Wieblig lachte über die Erregung seines Freundes, er war seiner Sache sicher, und so bat er denn Braun, den Hof herüber zu bitten, da würde die Sache ja gleich klarzustellen sein. Voll Eifer nahm Braun den Vorschlag an: „Ich werde beide zum Abendessen herüber bitten.“

„Beide?“

"Nun ja, glaubst du etwa, daß Lore allein zu Hause sitzen will?"

"Wenn aber Schulz vor der Frau das Geheimnis der glänzenden Zukunftsaussichten aus Gründen, die ich vielleicht errate, bewahrt hat, so können wir ihn doch nicht vor ihr anfordern."

"Wahrhaftig, du hast recht!"

"Also laß die Frau ruhig zu Hause und laß nur ihn ein."

"Das geht nicht, das würde Lore gewaltig übel nehmen."

"Diese Frau Lore scheint ihr ja tüchtig verzogen zu haben, aber da kann ich dir nicht helfen. Ehrlich gesagt, ich hätte ihn gern gesehen, da ich mancherlei zu erzählen weiß, was von großem Interesse für ihn ist. Es sollte mich eigentlich nicht wundern, wenn er von selbst käme, dieser simple Assessor von Schulz, wie er sich hier zu nennen beliebt."

"Du machst mich wahrhaftig neugierig, Rede, auf meine alten Tage. Wenn du recht hättest — es ist ja gar nicht auszubedenken — dann würde ja unser Stolz, der herztage, kleine Kerl, der Werner — du mußt ihn ja gesehen haben, unseren Goldbuben — in künftigen Tagen Großgrundbesitzer."

Wieblitz sah den eifrigen alten Herrn lächelnd an und sagte dann mit leichtem Spott: "Du bist wirklich wie ein rechter, echter Großvater, wie ich noch keinen verrückteren gesehen habe. Nimm es mir nicht übel, Alter."

"Nicht wahr, Herr Forstmeister?" ertönte es vom Eingang der Veranda her. Die Herren hatten im Eifer des Geredetes nicht bemerkt, daß Schulz die Stufen emporgeschritten war. "Meine Lore und ich können zufrieden sein, daß unsere Kinder solchen Großvater gefunden haben, wie den Onkel Forstmeister und seine Groß-Nielsen."

Der Assessor schüttelte Wieblitz herzlich die Hand und setzte hinzu: "Ich muß Sie sprechen, Herr Forstmeister, und so erscheine ich hier ungebeten, aber hoffentlich nicht als Störenfried."

"Erst sehen Sie mir ins Auge, Schulz! Ist es wahr, daß Sie Udo von Schulz-Hoffelde heißen?" rief der Forstmeister Braun.

"Ich hielt es für gut, den Leuten nicht immer mit dem Majorats-erben in das Gesicht zu springen, ich habe schon zu viel unter diesem Verhängnis gelitten."

"Verhängnis? Schönes Verhängnis!" polterte Braun. "Solch Unglück läßt sich tragen."

"Aber nicht, wenn das daran liegt, der Haß und das Unglück meines klagenswerten Onkels, des jetzigen Majorats-herrn."

Des Assessors Stimme bebte.

"Lore bringt die Kinder zu Bett und will mich dann abholen, so habe ich Zeit, Sie, meinen verehrten Freund, aufzuklären, aber ich muß vorher die Bitte aussprechen, daß alles was ich erzähle, unter uns bleibt. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ist es besser, wenn meine liebe Lore vorläufig noch nicht erfährt, daß uns später einmal ein großartiger Besitz durch Erbschaft zufällt. Wenn Sie gestatten, Herr Forstmeister," wendete sich der junge Mann an Wieblitz, "so gebe ich in kurzen Umrissen die Sachlage wieder und hoffe dann allerlei Wissenswertes von Ihnen zu hören, der Sie ja mit meinem Onkel so eng befreundet sind."

Forstmeister v. Wieblitz hatte sich bis jetzt ganz schweigend verhalten und nur mit seinen Augen Augen unter den weißen, buschigen Augenbrauen weg die Sprechenden beobachtet; jetzt sagte er lächelnd: "Ich habe Zeit, mein lieber Assessor, und nachher werde ich meine Neuigkeiten auch austragen, aber beeilen Sie sich ein wenig, damit Ihre Frau Gemahlin uns nicht stört."

"Ach, die hat mit den Kindern soviel zu schaffen, ehe die schlafen. Man sollte es nicht für möglich halten, was so eine Mutter alles zu tun hat," sagte Schulz, und das Glück lachte ihm aus den Augen heraus, dann wurde er aber ernst und begann:

"Mein Onkel Udo von Schulz-Hoffelde, jetziger Inhaber des Majorats, ist der älteste Sohn von vier Brüdern, deren jüngster mein Vater war. Ersterer hatte eine geborene Gräfin Bräut zur Frau, und sie schenkte ihm ein Kind, einen Sohn, der kräftig und gesund heranwuchs und der Stolz seiner Eltern war. Ich habe ihn nie gesehen, denn zwischen meinem verstorbenen Vater und meinem Onkel Udo — nach dem ich als meinem Vater meinen Namen trage — traten in späteren Zeiten Konflikte ein, die ich nicht weiter zu erwähnen brauche, die aber einen Schatten warfen, unter dem ich jetzt noch, wenn auch unschuldig, leiden muß."

Der Sohn — Werner Udo hieß er — war zwölf Jahre alt geworden, als die furchtbare Katastrophe eintrat. Mein Onkel hatte ein paar wundervolle Füchse gekauft und probierte sie zum ersten Male. Sein Sohn ritt auf seinem Pony neben

dem Vagen her, in dem die Mutter neben dem Vater saß. Meine Tante teilte nämlich damals die Vorliebe meines Onkels für jeglichen Pferdesport. In schlanke Trabe ging es die Straße entlang und das Pony galoppierte daneben. Ein unglücklicher Gedanke dem Knaben nun den Einfall gab, das Gepann den Vorrang abzulaufen, weiß ich nicht, aber es glückte schließlich dem kleinen Reiter, Vorsprung zu gewinnen, denn mein Onkel verhielt die Fäuste starr, da es ziemlich steil bergab ging.

Mit lautem Hurra brauste der unglückselige Knabe an den aufgeregten jungen Pferden vorbei, diese machten einen Seiten sprung, das erschreckte Pony bäumte sich hoch in die Luft und warf den armen Knaben direkt vor die Nase der Renner, die vor Schreden durchgingen. Dem vor Grauen fast wahnsinnigen Vater waren die Bügel entglitten, die arme Mutter lag in Ohnmacht. Ich will es kurz machen — das Kind war tot."

Der Assessor schwieg, das grauenvolle Geschick der armen Eltern paßte stets von neuem sein gutes, mitleidiges Herz.

"Das ist furchtbar," unterbrach Braun endlich die Stille, "das ist ja mehr, als ein Menschenherz ertragen kann."

"Und doch überlebte es mein armer Freund," nahm Wieblitz das Wort, "aber es machte ihn zu einem schmerzlichen Sonderling, der sich mit seiner vergrämten Frau in die tiefe Einsamkeit zurückzog. Nur seiner Liebhaberei als Jäger ging er noch nach und der verdanke ich, daß ich mit ihm in Verkehr blieb."

Aber von seinen Verwandten hat er nach dem Begräbnis seines Knaben und Erben keinen mehr gesehen in der langen Zeit — es sind wohl nun an 24 Jahre her. Da die beiden Brüder meines Vaters keine männlichen Nachkommen besitzen, bin ich der Erbe ihres großen Besitzes, welche Fügung des Himmels mir bis jetzt nur das eingetragene hat von Seiten meines Onkels. Allen Versuchen meines Vaters, meiner Verwandten, ihn mit mir bekannt zu machen, setzte er hartnäckig Widerstand entgegen. Nach dem Tode meines Vaters vor sechs Jahren schrieb ich einen Brief, er kam postwendend zurück; gelesen hat ihn mein Onkel sicher nicht. Diese Entfremdung in der nächsten Familie ist mein großer Kummer, und ich mag in der Welt nicht als der Erbe gelten eines Mannes, der mich haßt."

"Und doch ist mein Freund in seiner Verzenssamkeit schwer zu beklagen, namentlich jetzt, wo auch das Alter sich schon sichtbar macht."

"Er ist doch nicht krank?" fragte Schulz bestürzt.

"Nein, aber er bekümmert sich um gar nichts mehr, seine Beamten sind ganz ohne Kontrolle und ich fürchte, daß der Besitz darunter leidet. Die Forsten, die ja den Hauptteil und Wert des Majorats ausmachen, sind noch am besten verwaltet, der Jagd wegen, aber gestohlen wird auch dort im großen. Ich habe ihm daher vor einigen Monaten, als ich ihn besuchte, ernste Vorstellungen gemacht, denn ich erfahre gar vieles durch meine Unterbeamten — mein Revier grenzt ja dicht an das seinige heran."

Wieblitz sagte weiter: "Ihr Onkel hat mir versprochen, er wolle den ungetreuen Beamten entlassen. Ich ging meinem alten Freunde tüchtig zu Leibe und drohte damit, daß ich die Lotterei in seinen Waldungen an die große Glode hängen würde, und dann stieß die Regierung die Nase herein. Was konnte der Alte da wettern, und als er ausgetobt hatte, schlug ich ihm vor, einen Administrator zu nehmen, der das Ganze in der Hand habe und mit dem er allein zu tun habe; das leuchtete ihm ein, und die arme, liebe gnädige Frau drückte mir immer wieder die Hand, so glücklich war sie über den Vorschlag."

(Fortsetzung folgt.)

Neuer Frühling.

Nun wieder lau die Lüfte weh'n
Laß Herzensleid wie Eis zergeh'n!
Vergiß, vergiß
All' Bitternis,
Das je dich konnte tranken!
Der alle Welt
Am Herzen hält,
Er wird auch dein gedenken
Und Frieden, Freude schenken!

Friedrich Fischbach

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Die Rückkehr des „Alcyon“.

Von Auguste Faure.

(Nachdruck verboten.)

I.

Man hätte einen weiten Weg machen müssen, um in der ganzen Stadt, in der das nachfolgende Drama sich abgewickelt hat — einer kleinen Fischerstadt am Ufer der Manche —, man hätte, wie gesagt, einen weiten Weg machen müssen, um eine so innige Freundschaft zu finden, wie sie zwischen Jean de Gallo, dem Besitzer des Fischerbootes „Alcyon“ und Pierre Lohoc, dem alten Leuchtturmwächter, bestand.

Lohoc, ein ehemaliger Bootsmann auf den Staatschiffen, hatte infolge von Krankheiten, die er sich im Dienste zugezogen, den ruhigen Posten eines Leuchtturmwächters annehmen müssen. Im stillen war er nicht besonders glücklich; denn er litt unter seiner untätigen Existenz, da seine ganze Beschäftigung im Geben der Signale bestand. Er war ein energischer Kamerad, dieser Lohoc, und die zahlreichen Medaillen, die auf seiner Brust glänzten, erzählten berechtigt von dem Leben dieses alten Seemannes, der unzählige Taten des Mutes und der Tapferkeit vollbracht hatte.

Was Le Gallo anbelangt, so bildete er mit seiner sonnenverbrannten Haut und seinem grauen Spitzbarte den vollendetsten Typus jener robusten Fischerrasse, die mit leichter Mühe alle Anstrengungen und Gefahren des Meeres besteht. Wenn Lohoc von seinem hohen Beobachtungsposten aus den „Alcyon“ bemerkte, der bei hoher Flut vom Fischzug heimkam und sich dem Kanal zuwandte, um in den Hafen einzulaufen, so wurde er unruhig und sagte sich:

„Sieh, sieh, da kommt mein alter Freund Le Gallo zurück; da werden wir sicher einen Schlud zusammen trinken müssen.“ Wenn Lohoc eine solche Betrachtung anstellte, hatte er ganz recht; denn war der „Alcyon“ einmal eingelaufen und der Fischzug verkauft, so brauchte er nicht lange zu warten, denn schon nach kurzer Zeit kam Le Gallo auf ihn zu und rief:

„Komm, alter Junge, wir wollen uns durch einen tüchtigen Schlud stärken.“

Sie schüttelten sich kräftig die Hände, ganz glücklich darüber, sich wieder einmal zusammenzufinden, und saßen sich mit zärtlichen Blicken an. So blieben sie manchmal einen ganzen Nachmittag sitzen, plauderten und rauchten dabei ihre Pfeife. Gegen Abend trennten sie sich, Lohoc zündete sein Feuer für die Nacht an, und Le Gallo ging nach seinem Hause, das in der oberen Stadt gelegen war.

II.

Lohoc war Witwer, und seine ganze Familie bestand nur aus seinem Sohne Romain, einem großen Jungen von 14 Jahren. Le Gallo dagegen hatte eine Tochter von demselben Alter, Anne Marie.

Der Sohn Lohocs lebte bei einer braven Frau in der Nachbarschaft, die ihn erzog; es war ein schöner Junge mit sympathischem Gesicht und entschlossener Miene.

Was Anne Marie anbetrifft, so war sie ein entzückendes, schlanke Mädchen, mit sanftem Gesicht und großen, schwarzen, sinnenden, doch etwas traurigen Augen; sie war der Stolz ihrer Eltern und versprach, eine reizende Frau zu werden.

Die beiden Kinder waren zusammen aufgewachsen. In der schönen Jahreszeit gab es für sie keine größere Freude, als zur Zeit der Ebbe über die Felsen zu laufen. Sie zogen dann ihre Schuhe aus und kletterten mit nackten Füßen über die mit Algen und Tang bewachsenen Steine, wo sie in den Aushöhlungen Krabben und Muscheln fanden.

Waren sie müde, so setzten sie sich auf einen Felsblock und erzählten sich angesehens des unendlichen Horizontes die Geheimnisse ihres jungen Lebens.

Sie gaben sich gegenseitig das Wort, sich nie zu verlassen und sich später zu verheiraten. Doch Anne Marie stellte eine Bedingung, Romain sollte nie Seemann werden, sie hatte zu große Furcht, ihn allen Räumen dieses tödlichen Meeres, allen wütenden Phantasien des Unwetters ausgesetzt zu wissen. Sie fürchtete allzu sehr, eines Tages eine Trauerhaube aufsetzen zu müssen, wie jene Seemannsfrauen, die sie oft Sonntags in der Kirche St. Jacques zum Andenken an den

verschundenen Vatten einen Rosenkranz niederlegen sah. Nein, nein, niemals! Romain sollte eine Stelle im Hafen annehmen, zum Beispiel im Zollamt, oder er sollte Schreiber werden, dann brauchte Anne Marie nicht mehr für sein Leben zu bangen.

Romain versprach seiner Freundin alles, was sie wollte, dann trennten sich die beiden; denn die Dunkelheit brach herein.

Der junge Lohoc schlug den Weg nach dem Strande ein, um seinen Vater zu umarmen. Schnell durchschritt er die Straßen der Stadt, und während er die ungeheure Treppe, die zur Klippe führte, hinaufstieg, blieb er noch manches Mal stehen, um mit dem Taschentuch zu winken und Anne Marie Lebewohl zuzurufen, die er jetzt unter sich als einen ganz kleinen Punkt bemerkte.

III.

Eines Tages entzweiten sich Lohoc und Le Gallo, und zwar aus folgendem Grunde:

Bei Gelegenheit der Einweihung eines Bassins im vorderen Hafen hatte die Behörde den Präfecten des Departements eingeladen, die Stadt zu besuchen; aus zarter Aufmerksamkeit für diesen hohen Beamten hatten die Botalsbehörden beschlossen, ihm bei seiner Ankunft ein Bukett von einem Seemann überreichen zu lassen, der da derselben Gelegenheit die üblichen Begrüßungsworte sprechen sollte.

Darob große Aufregung in der Stadt.

Wer war der würdigste, um dieses Bukett zu überreichen? Viele dachten an Le Gallo, dessen Ruf als ehrenhafter Mann sprichwörtlich war, und alles wäre gut und gerade verlaufen, als eine andere Gruppe den Einsall bekam, den Namen Lohoc auszusprechen.

„Lohoc“, sagten sie, ist in seiner Eigenschaft als früherer Seemann und als Besitzer zahlreicher Orden und Medaillen einzig und allein würdig, den Präfecten im Namen der Stadt willkommen zu heißen; wir leugnen die Verdienste Le Gallos keineswegs, doch unter solchen Umständen muß er sich unter Lohoc beugen, und wir sind überzeugt, das wird er sicher tun.

Darin aber täuschten sie sich gründlich.

Le Gallo, den die Aussicht, den silbergelbten Frack und das Schwert des Präfecten in der Nähe zu betrachten, förmlich hypnotisiert hatte, wollte durchaus nicht mit sich reden lassen.

Er suchte Lohoc auf und bat ihn, ihm die ihm zugebachte Ehre zu überlassen.

Der Leuchtturmwächter tat alles, was er konnte, um nicht gewählt zu werden. Eine von Hause aus großmütige Natur, hätte es ihm leid getan, Le Gallo dieser Befriedigung seiner Eigenliebe zu berauben. Leider aber ernannte die Behörde ihn offiziell, und wenn er nicht unhöflich sein wollte, so sah er sich genötigt, anzunehmen.

Infolge dessen zog Lohoc, als der Tag des Festes gekommen war, seine alte mit Orden geschmückte Uniform an, überreichte auf dem Bahnhofs dem Präfecten ein riesiges Rosenbukett und hielt die kleine Rede, die er bei der Gelegenheit auswendig gelernt und ohne Stoden hersagte.

(Schluß folgt.)

II



Merkwürdige Vorstellungen von der Erde herrschen auch heute noch bei manchen Leuten, die die Theorie von der Kugelgestalt der Erde anzweifeln. Die „Household Words“ nennen an erster Stelle die amerikanische Sekte der „Geletiker“ oder Wahrheitsfucher, die behaupten, die Erde hätte die Form einer Scheibe; eine große, von ihnen herausgegebene Karte veranschaulicht diese ihre Ansicht. Sie geben auch eine Zeitschrift heraus, die ihren Interessen gewidmet ist. Sonne, Mond und Sterne sind ganz nebensächliche Dinge bei ihnen und bewegen sich tatsächlich über einer stillstehenden Erde, die im Meere liege. Worauf das Meer ruht, sagen sie nicht. Eine andere amerikanische Sekte behauptet, daß die Erde eine stillstehende, große Kugel ist, und daß wir nicht

an der Krone lebend, sondern in ihrem Inneren. Zunächst dieser großen Kugel ist das Sonnensystem angeordnet; außen ist alles „tiefste Dunkelheit“. Natürlich fügen sich diese Theorien auch auf Naturerscheinungen, die letztere auf den Anblick der Oberfläche der Erde von einem Ballon aus, die Kontur erscheint, und nicht flach oder konvex. Die Anhänger der Theorie von der platten, scheibenförmigen Gestalt der Erde führen als Argument die wagerechte Oberfläche des Wassers an. Zu den merkwürdigsten Begriffen von der Gestalt der Erde gehörte im Altertum die Ansicht, daß sie wie eine Trommel wäre. Aber der Erde wird nicht nur eine scheibenförmige Gestalt zugeschrieben, vor einigen Jahren vertrat auch ein Gelehrter ganz ernsthaft die Theorie, daß die Erde — sechseckig sei. — Er schrieb eine lange Abhandlung, warum nur diese Ansicht die richtige sein könne, und führte zahlreiche Gründe zur Unterstützung seiner Theorie an. Nach einer anderen verrückten Idee ist die Erde kreisförmig und dreht sich um einen Punkt. Die Anhänger dieser Ansicht geben zu, daß die Erde einst Kugelform hatte, aber sie wäre durch den Abkühlungsprozeß eingestürzt. Die Tendenz der Berge, spitz zuzulaufen, wird als ein Beweis zu gunsten dieser Theorie angesehen. Einige Bewohner Russlands glauben, die Erde sei ein großer Schwamm von unregelmäßiger Form, der auf dem Meere schwimmt; die Seen seien nur Oeffnungen des Schwammes, durch die Wasser sidert.

Literarische Verurteilung. Es ist in den Blättern schon öfter davon die Rede gewesen, wie an mancher Gabe unserer großen und größten Dichter Aenderungen und Kürzungen vorgenommen sind, je nachdem der Zensor sie einem bestimmten Zwecke entsprechend für nötig hielt. Manches kernige Kraftwort, manche verhängliche Stelle ist auf diese Weise „in usum delphicum“ zurechtgestutzt worden, ohne die mindeste Rücksicht auf den großen Namen des Verfassers. Eine gewalttätige Aenderung, wenn auch aus anderen Gründen, fand sich einmal Mitte der achtziger Jahre in einer illustrierten Gedichtanthologie.

Es handelte sich um die bekannte Strophe aus Senaus Schußliedern:

Hörste wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor.
Manchmal regt sich das Geflügel
Trümmertief im tiefen Rohr.
Weinend muß mein Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.

Jener Baraufe, der den Auftrag hatte, diese Anthologie zu illustrieren, das heißt mit gekauften Bildern zu schmücken, fand nun ein Bild, das leider nur ungefähr zu dem Text der erhabenen Dichtung paßte. Es herrschte dort keine Nacht, sondern eine Abendstimmung, es gab dort keine Hörste, wohl aber Kühe, und im Hintergrunde sah man friedliche Fischerkinder. Wie hilft sich nun der geschäftsgewandte Tausendkünstler? Kühn und unerschrocken „dichtete“ er den armen Senau folgendermaßen um:

Kühe weiden dort am Strande,
Heimwärts treibt das lechte Boot,
Auf dem Wasser, auf dem Lande
Ruht ein sanftes Abendrot.
Weinend muß mein Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein abendlich (!) Gebet.

W

Artikel zur Wöchnerinnen- und Kinderpflege.

Bade-Thermometer
von 40 Pf. an.
Bade- und Toilette-Schwämme von 10 Pf. an.
Beissringe von 10 Pf. an.
Wasserdichte Bett-einlagen
per Meter von 1.80 Mk. an.
Bett- und Kranken-Tische.
Bettpfannen
(Unterschieber, Stechbecken)
von 2.— Mk. an.
Brusthütchen mit Sauger
von 20 Pf. an.
Damenbinden
per Dutzend von 80 Pf. an.
Fieber-Thermometer
(Maxima) von 1.— Mk. an,
mit amtl. Prüfungsschein von
3.— Mk. an.
Gesundheitsbinden,
Ia. Qual. (Damenbinden), per
Dutzend von 80 Pf. an.
Gürtel dazu von 50 Pf. an.
Hand- u. Nagelbürsten
von 10 Pf. an.
Irrigatoren,
komplett, von Mk. 1.— an.

Impfschutzkappen
für Kinder.
Leibbinden
für Damen- u. Herren, System
„Teufel“ und andere,
von Mk. 1.25 an.
Auch Extra-Anfertigung nach
Maß billigst.
Milchpumpen
von 75 Pf. an.
Milchflaschen,
gewöhnl. Strichflaschen und
Soxhletflaschen
von 5 Pf. p. St. an.
Milchkochapparate
nach Prof. Soxhlet, Dr. Raab
und Dr. Zweiböhmer
und andere, komplett schon
von Mk. 7.— an.
Hygien.
Mund-Servietten
für Kinder,
100 Stück von Mk. 1.— an.
Mutterrohr
von Glas, Hartgummi etc.
von 20 Pf. an.
Nabelbruchbänder
für Kinder und Erwachsene
von Mk. 1.40 an.
Nabelpflaster.
Ohren-Kalter für Kinder.

Ohren-Schwämmchen.
Schwämme,
feinste Toilette- und Badeschwämme.
Augen-, Mund- und Ohrenschwämme
für Kinder von 10 Pf. an.
Urinflaschen
für's Bett, männl. u. weibl.,
aus Glas, Porzellan, Emaille u.
Papiermasse von 80 Pf. an.
Sauger
für Kindermilchflaschen,
Soxhletflaschen etc.
von 10 Pf. an.
(Dutzendpreise billigst.)
Verband-Watte
nach Prof. Bruns, chem. rein,
sterilisiert und imprägniert, in
besten Qualität zu niedersten
Preisen.
Verbandstoffe und Binden
wie Gaze, Mull, Cambric etc.,
Ia. Qual., in allen Packungen
zu niedersten Preisen.
Wochenbett-Binden,
engl. (nach der Geburt zur
Wiederherstellung der Figur
unentbehrlich), in div. Grössen,
Mk. 4.50

Windelhöschen.
feinste Qual., sehr weich und
zart, von Mk. 1.80 an.
Hygien. Windeltücher.
sehr weich und angenehm,
warm haltend,
das Stück Mk. 0.50,
„Dutzend“ 5.50,
Wund-Puder, aseptisch.
Zahnringe
aus Bein und Gummi,
von 25 Pf. an.
Zellstoff-Unterlagen
in Tafeln à 25 Pf.
(s. aufsaugungsfähig).
Stechbecken
in Emaille, Porzellan u. Zink,
in div. Grössen von Mk. 2.— an.
Sterilisier-Apparate,
s. Milchkochapparate.
Kranken-Transporte.
Ausführung vorschrittmässiger
Desinfektionen
von Kranken- und Sterbezimmern.
Prompte und sachkundige Bedienung durch fachmännisch gebildetes, männl. und weibl. Personal. 5004

P. A. Stoss.

Medizinisches Warenhaus und Gummi-Fabrikate, Taunusstrasse 2.
Telefon Nr. 227. Grösstes Spezialgeschäft der Branche. Telefon Nr. 227.